

MATHIAS SCHREIBER
Würde



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

In letzter Zeit wird sie wieder häufiger bemüht und so mancher hat das Gefühl, dass sie in unserer Gesellschaft verloren geht: die Würde. Aber was ist die Würde genau?

Mathias Schreiber spürt der Geschichte des Begriffs seit der Antike nach. Von Aristoteles und Cicero, der Würde in den Gesten von Menschen aufspürte, über die Denker der Renaissance bis hin zu Aufklärern wie Kant, Schiller und Hegel, die Würde zu einem bedeutenden Begriff machten, der schließlich auch in unser Grundgesetz Eingang fand. Die Debatte um die Würde ist damit aber noch lange nicht abgeschlossen. Würde hat sich immer auch mit ethischen und ästhetischen Fragen verbunden und tut das noch heute. Die aktuellen Tendenzen einer medialen Beschleunigung und der Verlust des Gespürs für Nähe und Distanz bringen die Würde jedoch zunehmend in Gefahr. Schreibers Buch ist auch ein Plädoyer dafür, der Würde wieder die angemessene Geltung in unserer Gesellschaft zu verschaffen.

Autor

Mathias Schreiber, geboren 1943 in Berlin, war neun Jahre Redakteur im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und 14 Jahre lang Kulturreportleiter beim SPIEGEL. Er schreibt regelmäßig für SPIEGEL GESCHICHTE. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit sind ideengeschichtliche Themen. Er veröffentlichte auch Bücher über Lyrik und Architektur. Bei der DVA erschienen »Was von uns bleibt« (2008), »Das Gold in der Seele. Die Lehren vom Glück« (2009) und zuletzt »Die Zehn Gebote. Eine Ethik für heute« (2010).

Mathias Schreiber

W Ü R D E

Was wir verlieren,
wenn sie verloren geht

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe März 2015
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2013
by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
In Kooperation mit dem SPIEGEL-Verlag, Hamburg
Lektorat: Antje Korsmeier
Typografie und Satz: DVA/ Brigitte Müller
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
in Anlehnung an die Umschlaggestaltung der Originalausgabe
(www.buero-jorge-schmidt.de)
KF · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-15834-8
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Christina

Inhalt

- 9 Vorbemerkung
- 11 Szenen aus dem realen Würde-Elend –
auch Lichtblicke
- 50 Der Begriff der Würde
- 88 Würde als Recht
- 104 Würde unter Zeit-Druck
- 135 Nähe und Distanz
- 150 Würde der Herrscher
- 179 Würde der Kreatur
- 194 Würdige Greise
- 203 Würdige Sprache
- 217 Würde als weltliche Religion
- 230 Ende der Sklaverei
- 236 Ausblick
- 247 Literaturverzeichnis
- 251 Personenregister
- 255 Bildnachweis

»Große Spieler verabschiedet man mit Stil und Würde in den Ruhestand«

Fußballstar Günter Netzer über seinen jüngeren Kollegen Michael Ballack in einer Rückschau auf dessen Karriere in der deutschen Nationalmannschaft, gesendet vom ZDF am 21.4. 2012

»Um seine Würde zu wahren, muss man eine Situation des Zwangs in eine der Freiheit verwandeln.«

Der französische Schriftsteller Tzvetan Todorov, Jahrgang 1939, in dem Buch *Angesichts des Äußersten* (1993)

Vorbemerkung

Je häufiger der Begriff der Würde hochgehoben und als disziplinierende Monstranz durch das laute und wirre Gewusel unserer Gegenwart getragen wird, desto mehr drängt sich uns der Verdacht auf: Das mit diesem Begriff Gemeinte könnte bald für immer verloren sein – vergessen, verplappert, verschlampt, verschwendet, versendet, verkauft; verkannt noch von jenen, die dessen wahren Sinn verteidigen wollen.

Viele Zeitgenossen handeln durchaus moralisch verantwortungsvoll, haben aber keinen Geschmack, zum Beispiel wenn sie vor anderen über sich reden, was das Zeug hält. Andere Zeitgenossen glänzen durch Diskretion, Geschmack und Eleganz, verhalten sich aber, etwa wenn es um berufliche Vorteile geht, wie Raubtiere. Beiden Typen fehlt Entscheidendes: Würde. Die Würde verbindet den guten Eindruck mit dem Gut-Sein. Sie ist ein Wert, der in jüngster Zeit häufig beschworen wird, egal ob beim »würdigen« Rücktritt des Papstes, beim »unwürdigen« Auftritt eines Politikers oder angesichts der Selbstentblößung vieler »Gemeinde«-Mitglieder sogenannter sozialer Internetforen. Repräsentanten der Linkspartei berufen sich ebenso auf die Würde, wenn sie Niedriglöhne beklagen, wie konservative Anhänger der lateinischen Sprache.

Wo der uralte Begriff der Würde auftaucht, muss er sich gegen alle möglichen Strategien der Flegelhaftigkeit behaupten: gegen eitle Unterhaltungs-Redehäuptlinge verschiedener Medien, bei parteipolitischen Schnellschuss-Rempelen – Motto: möglichst rüde dem Anderen ins Wort fallen –, gegen

radikale naturwissenschaftliche Positivisten, gegen Talkshow-Schwätzer, die ihre neuesten Bücher oder Platten oder Filmrollen schamlos eigennützig auch dann vor der Kamera anpreisen, wenn in diesen Produkten der alles verschlingende »Ego«-Wahn oder Eigennutz-»Kommerz« attackiert wird. Nicht zuletzt muss er der Aggressivität und Beliebigkeit jener Kommentare oder Beschimpfungen standhalten, die massenhaft und oft anonymisiert über das Internet rauschen.

Die Wiedergeburt öffentlicher Berufung auf Würde rüttelt am Vorrang lange gehätschelter Prägungen wie »Moderne«, »Fortschritt« oder »Kritisches Bewusstsein«. Auch die vielgeliebte »antiautoritäre Bewegung«, deren prominente Wortführer nach neueren Erkenntnissen zum Teil Antisemiten waren, verblasst neben dem dunklen Feuer der ein wenig magischen Würde. An Würde mag erinnern, wer geistige Moden meiden möchte. Was jedoch nicht passieren darf: dass die Würde selbst zum modischen Schlagwort verkommt.

Die folgende Untersuchung will dies durch Differenzierung der verschiedensten Würde-Szenarios verhindern. Sie will Belege für die wichtigsten Formen der Anrufung von Würde und Würdelosigkeit festhalten, dabei den Begriff der Würde genauer erörtern und ausführlich an seine Kulturgeschichte erinnern. Gerade die reichhaltige Vergangenheit der Versuche, die Würde als über den engeren sittlichen und rechtlichen Geboten schwebende, irgendwie erhabene Norm zu begründen, macht deutlich, welch zivilisatorischer und geistiger Verlust uns drohte, wenn uns der Sinn für echte Würde verloren ginge; und wenn das, was den Titel der Würde verdient, einerseits als Prinzip von wissenschaftsgläubigen Dogmatikern untergepflügt würde, andererseits als Kultur in unserer medial aufgeladenen, trendhörigen Augenblicks-Gesellschaft verschwände wie in einem Schneegestöber.

Szenen aus dem realen Würde-Elend – auch Lichtblicke

Leben vor dem Tod

Fangen wir mit dem Ende an: Asche zu Asche. So spricht der Pfarrer am offenen Grab: »Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub«. So nennt sich aber auch die Firma eines australischen Pyrotechnikers. Er bietet Interessenten an, die Asche ihrer verstorbenen Lieben mit Feuerwerksraketen in den nächtlichen Himmel zu schießen – »wie an Silvester«, was nur 4000 australische Dollar kosten soll. Der Firmeninhaber hat diese Explosiv-Beerdigung erfolgreich getestet: mit der Asche seines toten Hundes. Publik wird das Internetangebot im November 2012, eine Woche nach Allerseelen. Würdig?

Kaum würdiger als der Fall jener portugiesischen Totengräber, die einige Tage vor dem Weltauftritt des australischen Pyrotechnik-Irren damit auffallen, dass sie mit Luftgewehren ihre Zielsicherheit beim Beschießen von vier Skelettköpfen getestet haben. Die Polizei kann die mit Einschusslöchern markierten Totenschädel rechtzeitig sichern, um die Ermittlung wegen des Verdachts auf Leichenschändung einleiten zu können.

An deutschen Friedhofseingängen bittet in der Regel ein Schild um taktvolles Benehmen – mit dem Hinweis auf »Die Würde des Ortes«. In der katholischen Bestattungsliturgie heißt es »Gib ihm, o Herr, die ewige Ruhe« – *requiem aeternam dona ei*. Im Angesicht des endgültigen Endes einer

Lebenszeit, des endgültigen Verstummens eines Menschen, ist das nachdenkliche Schweigen derer, die diesen Menschen zu Grabe tragen oder sein Grab besuchen, ein angemessenes Verhalten – würdig. Nicht so würdig ist es, wenn ein männlicher Verwandter der Verstorbenen während der kurzen Trauerreden neben dem frisch ausgehobenen Grab seinem Nachbarn auch für andere gut hörbar erzählt, das Wildschwein, das er letzte Nacht mit einem Präzisionsschuss am Dorfrand direkt vor einem Maisfeld erlegt habe, sei »einen schönen Tod« gestorben.

Ob der Mensch, der hier beerdigt wird, auch würdig gestorben ist, hängt vor allem davon ab: Er starb nicht abrupt durch blutige Gewalteinwirkung oder einen Unfall, der seinen Körper zerfetzte, auch nicht nach wochenlangem quälendem Siechtum; er starb womöglich nach einem erfüllten Leben entweder durch ein kurzes Hirn- oder Herzversagen oder etwa, palliativmedizinisch betreut, infolge eines durch Schmerzmittel gemilderten Leidens, von liebenden Angehörigen oder Freunden ummantelt beim Hinübergleiten ins Jenseits, möglichst in der vertrauten Umgebung der eigenen Wohnung oder in einem überschaubaren Hospiz.

Die 15 Jahre alte Hamburger Gymnasiastin Lenard S. berichtet, wie es gewesen ist, als ihre krebskranke Großmutter nach einem längeren Krankenhausaufenthalt in ein Hospiz gelangt war – auf eigenen Wunsch. »Gleich als ich das Hospiz S. in Barmbek betrat, wurde ich freundlich aufgenommen. Auch wenn dort viele Menschen sterben, ist die Stimmung gar nicht bedrückend, es ist gemütlich eingerichtet, und die Mitarbeiter sind gut gelaunt. Aber die Trauer wird auf keinen Fall ignoriert. Teilweise kamen wir mit 17 Leuten und uns wurde immer Kaffee und Essen angeboten. Sogar mein Großvater mit seinen 87 Jahren und Pflegestufe 2 konnte ohne Probleme dort übernachten. So konnte er die letzte Nacht mit seiner Frau verbringen« (*Hamburger Abendblatt*, 22.1.2013).

Die 1967 in England privat begründete Hospizbewegung, die angesichts der dramatisch zunehmenden Singlehaushalte immer wichtiger wird, bemüht sich ausdrücklich um eine »würdevolle« Zeit auf dem letzten Lebensweg der Todkranken. Angehörige oder engere Freunde, auch ehrenamtliche Helfer wirken mit bei dem Versuch, dem Sterbenden das Gefühl zu geben, dass er mit seinem Schicksal nicht allein ist; dass er als soziales Wesen die letzten Tage und Stunden mitten in der Gesellschaft verbringt – und nicht isoliert auf irgendeiner Klinikstation, umsorgt von weißen Wänden, einer überarbeiteten, miserabel bezahlten Krankenschwester, trostlosen Schläuchen, etwas unheimlich piepsenden oder summenden, Herzschlag und Blutdruck kontrollierenden Messgeräten, galgenartig herabhängenden Infusionsbehältern und grellem Neonlicht. Die Hospizkultur, egal ob stationär oder ambulant, widersteht der gesundheitsindustriellen Todesverwaltung und leistet einen substanziellen Beitrag dazu, dass der erbarmungslose Exitus eines Menschen nicht allzu würdelos geschieht. Sterbebegleitung ist auch würdiger als Sterbehilfe.

Präsidenten und Netzwerke

Zurück zum Leben. Mit einer ziemlich spektakulären Würde-Variante hat jener denkwürdige Tag im November 2012 zu tun, der dem amerikanischen Präsidenten Barack Obama »vier weitere Jahre« im mächtigsten Amt der Welt beschert. Das selbstbewusste, auch etwas heikle Motto Obamas: »Das Beste kommt noch«. Die Nachricht von seinem Wahlsieg wird in der Nacht vom 6. auf den 7. November – über den Kurznachrichtendienst Twitter – so oft weitergereicht wie keine andere in der Geschichte dieses sozialen Netzes. Allein am 6. November sind 31 Millionen Nachrichten mit Bezug auf die Wahl durch das Twitter-Gate gesaust – die ersten Twitter-Wahlen der Weltgeschichte. Präsident Obama hält in Chicago

am Morgen nach der Wahlnacht eine eindrucksvolle Rede, bedankt sich bei seinen extrem zahlreichen Wahlhelfern, dankt ausdrücklich jedem Bürger, der überhaupt gewählt hat, und beschwört das amerikanische »Versprechen der Freiheit und Würde (*dignity*) für jeden Menschen« als Basis des Friedens. Er spricht von seinem Glauben an ein »mitfühlendes, tolerantes Amerika«, das offen ist für die Aufstiegsträume eines jeden, egal »ob einer schwarz ist oder weiß, hispanisch oder asiatisch oder amerikanischer Ureinwohner oder jung oder alt oder reich oder arm, gesund oder behindert, schwul oder hetero«. Würdig, ja.

Würdiger jedenfalls als die Sprechblasen der Redakteure in der deutschen Fernseh-Wahlnacht. Sie übersetzen den großspurigen Superlativ, Obamas Wahlerfolg sei das Resultat des »teuersten Wahlkampfes aller Zeiten« (wer hat das so schnell ausgerechnet?), hartnäckig in das sedierende Klein-Klein penetranten »Du«-Sagens: »Tina, danke!« – »Markus, hast du Buch geführt?« – »Jörg!« – »Thomas, hinter dir ist Licht« – »Thomas, danke!« – »Sandra!«. Dass sich die Damen und Herren seit Jahren kennen, ist nicht weiter verwunderlich. Aber geht der Stand auf diesem Duzfuß die große Öffentlichkeit etwas an? Thema Würde: Es geht auch um die rechte Balance zwischen Distanz und Nähe. Aufdringliche Nähe am falschen Ort und zu unpassender Gelegenheit – amerikanische Präsidentschaftswahl! – ist unwürdig: bloß peinlich.

Allzu große private Nähe zu Unternehmern und sogenannten Eventmanagern, deren Interessen der niedersächsische Ministerpräsident direkt oder indirekt bedient haben soll – das ist der wohl heikelste Punkt in jener Affäre um den deutschen Kurzzeit-Bundespräsidenten Christian Wulff, die im Februar 2012 zum Rücktritt des Politikers führt. Die Staatsanwaltschaft Hannover hat zuvor ein Ermittlungsverfahren wegen »Vorteilsannahme« in mehreren Fällen gegen ihn eröffnet. Peinlicher als das ganze Verfahren sind die klein-

karierten Unkorrektheiten, um die es letztlich geht: etwa um die Übernahme der Werbungskosten für ein Wulff-Buch durch einen Finanzfreund des Politikers oder um den von einem Filmfinanzier bezahlten Besuch in einem Münchner Nobelhotel, in dem das Ehepaar Wulff während des Oktoberfestes zwei Nächte geschlafen hat, ferner um ein von demselben Produzenten spendiertes Luxuswochenende auf Sylt. Wulff will die Auslagen des Produzenten »bar« erstattet haben, mit Geld, das seiner Frau geschenkt wurde!

Weniger läppisch scheint der Verdacht zu sein, das Land Niedersachsen habe eben diesem Filmfinanzier vor der Sylt-Geschichte eine beträchtliche Filmförderungssumme zugestanden. Außerdem hat der Ministerpräsident wohl die Firma Siemens animiert, als Sponsor die Verfilmung des Lebens von John Rabe zu unterstützen, der als Fabrikleiter für Siemens in China gearbeitet und dort – im zweiten Chinesisch-Japanischen Krieg – 1937 rund 250 000 Chinesen vor dem Tod bewahrt hat (der Film »John Rabe« wurde 2009 in Berlin uraufgeführt). Verdacht erregen zudem mehrere längere Gratis-Urlaubsaufenthalte – auch eines Wulff nahestehenden Pressereferenten – in luxuriösen Ferienhäusern angeblich alter Freunde, die aber teilweise nur Lobbyisten sind und öffentliche Gelder für angeblich gemeinnützige Veranstaltungen erwarten, die sie, gewiss nicht unentgeltlich, organisieren.

Auslöser des Skandals ist die Nachricht, ein befreundeter Privatmann habe mit einem Kredit über 500 000 Euro dafür gesorgt, dass der verschuldete Politiker ein neues Haus für sich und seine neue junge Frau bezahlen konnte. An dieser erstaunlichen Freundesgabe ist zunächst nichts unrecht, doch Wulff ist so ungeschickt, bei der öffentlichen Erörterung des Falles zunächst nur die halbe Wahrheit zu sagen. Er habe keinerlei geschäftliche Beziehung zu dem Geldgeber unterhalten, heißt es erst; später gibt Wulff zu, der Kredit sei über den Namen der Ehefrau jenes alten Freundes gelaufen ... Schon

diese penible Korrektur tut ein bisschen weh, denn man spürt sofort den Advokatenrick, das Strohfrau-Manöver. Immerhin hat Wulff den Ehemann der Geldgeberin als Gast der Landesregierung auf mindestens eine dienstliche Auslandsreise mitgenommen. Insider nennen solch diskretes Geben und Nehmen an der Grenze zwischen privaten und amtlichen Sphären »Landschaftspflege«; die prinzipielle Anruchigkeit solcher wechselseitiger Vorteilsgewährungen ist nicht von der Höhe der dabei ausgetauschten Geldbeträge abhängig, so unerheblich sie auch sein mögen. Warum reichte kein Bankkredit, bei dem solche Abhängigkeiten von Freunden vermieden werden? Das fragt man sich.

Der nicht gerade epochale Casus zeigt auch, wie die verzweifelte Anstrengung um die Wahrung der Würdefassade zur Falle werden kann: peinlich für einen Mann, der inzwischen das höchste Staatsamt der Republik innehat, ein Amt, zu dessen Würde es gehört, dass sein Inhaber – der Repräsentant aller Bürger, somit des Staates als der Energie des Allgemeinen – über den Parteien steht und unabhängig von finanziellen Privatinteressen handelt. Es bedeutet auch, dass er möglichst die Wahrheit sagt, wenn diese Unabhängigkeit plötzlich öffentlich bezweifelt wird. Wulff reagiert wohl unfreiwillig in seiner Panik, die Amtswürde zu verspielen, wie ein kleiner Diktator, indem er dem Chefredakteur des Boulevardblattes, das diese öffentlichen Zweifel zu unterfüttern im Begriff ist, für den Fall der Publikation telefonisch unangenehme Konsequenzen androht. Er spricht sogar noch auf den Anrufbeantworter, der die Drohung konserviert, also zum Beweismittel macht.

Im September desselben Jahres schon veröffentlicht Wulffs Ehefrau Bettina ihre Erlebnisse im Berliner Schloss Bellevue, geschrieben mit Hilfe einer PR-Fachfrau, unter dem Titel *Jenseits des Protokolls*. Das suggeriert Enthüllungen aus dem intriganten Durcheinander in der Kulisse des offiziellen Amtswürden-Theaters. Aus der Perspektive eines Ehepaars,

das selbst diese Amtswürde beschädigt hat, ist das eine dreiste Suggestion. Der SPIEGEL meint prompt, Bettina Wulffs Bekenntnisbuch verstöre »mit überflüssigen Intimitäten« wie dem Nachdenken über die allzu gute Hörbarkeit gewisser Beischlafgeräusche in Hotels und verletze »die Würde des Amtes«. Würdelos, wenn auch angesichts der so trivialen wie geltungs-süchtigen Buchvorlage nicht völlig unverdient, ist in diesem Zusammenhang auch der anonyme Facebook-Kommentar zu einem Foto, das die beachtliche Rückfront der Buchautorin zeigt: »Es war nicht alles schlecht«.

Immerhin ist dieser leicht sexistische Kommentar witziger als der über Bettina Wulff ausgeschüttete *shitstorm* – zu Deutsch: »Scheiß-Sturm«. So heißt eine in vielen E-Mails formulierte, oft nur geblubberte, schwarmhafte Internet-Entrüstung; im Englischen signalisiert der Ausdruck übrigens nur allgemein eine unangenehme Situation. Im Fall von Frau Wulff enthält der *shitstorm* so nette Botschaften wie »Wer kauft den Mist?«, »Hure«, »Nutte!«, »wütende Essiggurke«. Die Anonymität, in deren Schutz solche Invektiven veröffentlicht werden können, ist eine Mitursache für deren Unverfrorenheit – würdelos extrem.

Anonym jemandem eine witzige Gemeinheit über E-Mail oder eine Nachricht bei Facebook zu schicken, gilt besonders bei vielen Jugendlichen als »cool«. Bei dieser Art von »Cybermobbing« werden schon mal Freundlichkeiten verbreitet wie »Nerv nicht und geh lieber sterben«. So mancher Jugendliche hält das nicht aus und reagiert mit Essstörungen oder Schlimmerem. Durch die Befragung von 600 Facebook-Nutzern haben Wirtschaftsinformatiker der Technischen Universitäten Berlin und Darmstadt Anfang 2013 herausgefunden: Ein Drittel ist angesichts der Erfolgsgeschichten, die ihre Internet-Freunde verbreiten, frustriert. Diese Geschichten erregen oft Neid, und dieser Neid macht unzufrieden.

Facebook lädt ein zum Vergleich, und jeder versucht, besser dazustehen als es der Wahrheit entspricht. Dieses Vergleichen erinnert an die uralte Konkurrenz unter Nachbarn – wer hat das bessere Auto in der Einfahrt stehen? Und wenn der Nachbar den schickeren Wagen vorzeigt: hat er ihn schon bezahlt? Aber soziale Onlineportale wie Facebook sorgen dafür, dass sich die Zahl dieser Neid-Vergleiche unglaublich erhöht und dass die entsprechenden Frustrationsprozesse schneller ablaufen. Psychologen der New Yorker Columbia Business School haben in einer Studie, die 1000 Facebook-Nutzer befragte, ermittelt: Nutzer, die besonders viele Freunde für sich gewinnen und »Gefällt mir«-Klicks sammeln konnten, neigten zu übersteigertem Selbstbewusstsein. Bei einer realen Überprüfung ihrer Lebenssituation entpuppten sich die größten sozialen Gewinnertypen allerdings als tendenziell übergewichtig und hoch verschuldet. Interaktiv erworbene Würde sähe anders aus.

Im Januar 2013 gibt das Ehepaar Wulff über einen Anwalt bekannt: Die eheliche Gemeinschaft ist zu Ende, die beiden leben fortan getrennt. Er ist aus dem Haus, das ihm das Genick gebrochen hat, schon ausgezogen. Gibt es das vielleicht doch: den Fluch eines Ortes?

Die Geschichte vom Aufstieg des Osnabrücker Anwalts zum Bundespräsidenten und vom tiefen Fall des Mannes, der sich kurz vor dem Gipfelsturm in die attraktive Pressesprecherin der Firma Continental verliebt, sie heiratet – und sich von der Mutter seiner ersten Tochter scheiden lässt –, dann aber abstürzt, dass dem Betrachter schon schwindelig wird: Diese Geschichte ist ein mustergültiger Klischeeroman über junge, kluge, gut aussehende Frauen, die sich in das Scheinwerferlicht eines Mächtigen drängen und den entsprechenden Mann erobern, diesen Mann aber verlassen, wenn die Aura des Erfolgreichen der des Verlierers weicht. Zugleich ist es der Klischeeroman über den aus bescheidenen Verhältnissen

aufgestiegenen Karrieremann, der sich kurz vor dem Erreichen des Gipfels bei einer hübschen, deutlich jüngeren Frau neuen Schwung besorgt, die bestehende Familie – sie war wohl durchaus nicht zerrüttet – verlässt, neue, schillernde Geld-Freunde um sich schart, die bloß an seinem Glanz partizipieren wollen; der dann leichtsinnig wird, finanziell mit diesem Freundeskreis nicht so recht mithalten kann und Schulden macht, und der endlich an kleinen Unkorrektheiten, die aber – er ist ja prominent – ein riesiges Medienecho finden, scheitert. Ein Mann, der am Ende alles verliert, auch die neue Frau.

Beim Ehepaar Wulff geht es mehr um Feingefühl, Schicklichkeit, Anstand als um gravierende Rechtsbrüche – auch monatelange staatsanwaltliche Ermittlungen haben Wulff letztlich keinen gewichtigen Rechtsbruch nachweisen können, der ihn zur Aufgabe seines Amtes wirklich gezwungen hätte. Ende März 2013 bietet die Hannoversche Staatsanwaltschaft Wulff an, gegen Zahlung von 20 000 Euro das Verfahren einzustellen. Wulff lehnt ab, er pocht auf klaren Freispruch. Seine Anwälte, zwei Strafrechtsprofessoren, erklären am 9. April vor laufender TV-Kamera: »Wir kämpfen für die Würde und die Rechte des Bundespräsidenten Christian Wulff.« Wobei sie nicht nur das Adjektiv »ehemaligen« vergessen, sondern großzügig suggerieren, »Würde« und »Rechte« seien in diesem Fall mehr oder weniger eine Einheit. Die Begriffe müssen aber getrennt bleiben: Auch wenn sich herausstellt, dass Wulff strafrechtlich nichts Relevantes vorzuwerfen ist und er insofern sein »Recht« bekommt, bleibt seine Würde beschädigt, vor allem durch das kleinliche Taktieren bei seinen Rechtfertigungsversuchen.

Wulffs Einverständnis zum Angebot des Staatsanwalts hätte dem Ex-Präsidenten nicht nur ein langwieriges Verfahren mit dem entsprechenden Medienecho erspart, sondern auch die Staatsanwaltschaft entlastet von dem grotesken Eindruck, dass nicht weniger als vier Staatsanwälte und etliche

Ermittlungsbeamte ein gutes Jahr damit beschäftigt wurden, eine Korruption aufzudecken, die mit Bestechungsgeldern knapp unter 1000 Euro die Sitten verdorben hat. Eigentlich ein unverhältnismäßiger Aufwand, selbst wenn man Verständnis dafür hat, dass Staatsanwälte in einem medial so eifrig kommentierten Fall mit Gratis-Eifer beweisen müssen: Vor Gericht gibt es keinen Prominentenbonus und wenn es um Prinzipien geht, sind auch kleinere finanzielle Gefälligkeiten eben Gefälligkeiten, die als strafbar gelten.

Die dennoch offenkundige Disproportion zwischen dem Anlass einerseits, dem immensen Justizaufwand und Medienwirbel andererseits lässt den Publizisten Giovanni di Lorenzo im Frühjahr 2013 unter der Überschrift »Die letzte Würde« das Fazit ziehen: »Christian Wulff war keineswegs frei von Makel.« Dies habe aber nicht »den Eifer« gerechtfertigt, mit dem viele Medien Wulff »verfolgt« hätten. Nachdem dem »vorverurteilten« Ex-Präsidenten »alles genommen« worden sei, bleibe »jetzt wenigstens noch Zeit, seiner fortdauernden gesellschaftlichen Ächtung Einhalt zu gebieten« (*Die Zeit*, 27.3.2013). Da wird die elementare Würde einer Person gegen deren selbstverschuldete Würde-Pannen in Schutz genommen – nobel, auf indirekte Weise sogar würdig. Störend an dieser hanseatischen Noblesse des intellektuell in Bayern sozialisierten Halb-Italiens Di Lorenzo ist nur der Umstand, dass er zwei Jahre zuvor mit ähnlicher Milde die oberpeinliche Plagiatsaffäre des ehemaligen Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg, eines guten bayerischen Freundes, kommentiert hat. Auf die Demaskierung konservativer spezialisierte Internet-Rechercheure (merkwürdigerweise scheint es kaum Plagiatoren im linken Lager zu geben) hatten enthüllt, dass zu Guttenbergs Promotionsarbeit in erheblichem Umfang fremde Texte ohne Zitierzeichen und ordentliche Quellenangabe übernommen, also abgekupfert hatte; war wohl nichts mit dieser galawürdigen Kombination von Adels-, Amts- und Doktorwürde.

In der an sich kleinformatischen, durch etliche Details und Aspekte aber lehrreichen Affäre Wulff – immerhin das erste gegen einen Bundespräsidenten gerichtete Strafrechtsverfahren in der Geschichte der Republik – steht primär unwürdiges Verhalten auf dem Prüfstand, das Gerichte erst einmal nichts angeht. Pumpst man als Repräsentant eines großen Bundeslandes gute Freunde an, um ein Haus zu kaufen? Lässt man sich freihalten von einem Filmfinanzier, der von einem Schützenhilfe erwartet bei dem Versuch, von wem auch immer zusätzliches Geld für einen teuren Film zu bekommen? Leugnet man im Parlament die finanzielle Liaison mit einem Unternehmer, weil man nachweisen kann, dass das Geld, das man von ihm bekam, über das Konto von dessen Ehefrau geflossen ist? Und nimmt man als Mitglied des Aufsichtsrats der Firma Volkswagen einen besonders zinsgünstigen Kredit in Anspruch, wenn die süddeutsche Bank, die ihn gewährt, mit dem VW-Konzern gute Geschäfte gemacht hat?

Ein einziger, wenn auch nicht gigantischer Würde-Flop in mehreren Akten – wie kann das einem so intelligenten Mann wie Christian Wulff passieren? Wir lernen daraus: Würde ist kein notwendiges Resultat von Intelligenz und hohen Ämtern. Gesellschaftliche Höhenluft provoziert auch bei Intelligenzbestien zuweilen geistige Schnappatmung, Störungen des inneren Gleichgewichts, krankhafte Neigung zu aufdringlichen Lach-Explosionen und moralische Dickfälligkeit – meist knapp vor der eindeutigen moralischen Verfehlung. Würde verlangt gerade vom Erfolgsmenschen eine skeptisch grundierte Diskretion gegenüber dem eigenen Aufstieg, souveräne Bescheidenheit, kritische Selbstreflexion und standhafte Zurückhaltung. Das gilt umso mehr, wenn die Versuchung naht, sich Schwächeren haushoch überlegen zu fühlen oder persönliches Interesse und öffentliches Wohl zu vermischen oder auf andere Weise gebotene Distanz zu missachten.



Mathias Schreiber

Würde

Was wir verlieren, wenn sie verloren geht

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

3 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-15834-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2015

Was bedeutet Würde heute? Wie bewahren wir sie, wodurch riskieren wir sie?

Der Papst nimmt würdevoll Abschied. Ein Politiker verletzt die Würde seines Amtes. Viele genießen die Würdelosigkeit von TV-Shows. Der Begriff ist in aller Munde, aber was ist Würde genau? Und was bedeutet ihr Verlust? SPIEGEL-Autor Mathias Schreiber nimmt die Leser mit auf einen Streifzug durch die Geschichte unserer Vorstellungen von Würde und spießt scharfsinnig die Würdeverluste der Gegenwart auf.

 [Der Titel im Katalog](#)